

Die kleinen Zutaten – Vom Wert des Sprachüberschusses

In Gottfried Kellers spätem Roman *Martin Salander* (1886 erschienen) gibt es eine kleine Episode, die vom Wert des nicht unbedingt zum Sachverständnis Notwendigen in der Sprache handelt.

Das Ehepaar Salander hat gerade erfahren, daß der Ehemann der Tochter Setti wegen betrügerischen Bankrotts verhaftet wurde. Der besonnene Vater, Martin Salander, sagt zu seiner Frau:

»Ich würde sofort nach Unterlaub fahren, wenn ich nicht dächte, es hülfe jetzt zu nichts. Sie wird einige Tage auf sich selber gestellt und wahrscheinlich froh sein, wenn niemand kommt! Einen rechtlichen Beistand braucht sie noch nicht, da die Lage einfach ist. Das Bare, das wir mitgegeben haben, ist natürlich verschwunden; die übrige Aussteuer können sie ihr nicht nehmen. So denk' ich, wir telegraphieren einstweilen nur um ein Lebenszeichen. Sie mag berichten, ob man sie holen soll und wann; [...]«

Er nahm also ein Formular, beschrieb es mit den erforderlichen lakonischen Worten und gab es der Frau.

Sie las den Blitzbrief, studierte einen Augenblick daran herum und beschrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasselbe, als sie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcken dastehenden Haupt- und Zeitwörter mit den dazugehörigen, sie verbindenden Kleinwörtern versehen, sonst aber nichts geändert.

»Du hast ja gar nichts dazugetan, als die Pronomina, den Artikel und einige Präpositionen und dergleichen. Dadurch wird ja lediglich die Depesche dreimal so teuer!« sagte er, noch immer überrascht.

»Ich weiß wohl, es ist vielleicht närrisch,« erklärte sie bescheiden, »Allein es will mir vorkommen, daß diese kleinen Zutaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, so daß Setti das Gefühl hat, als höre sie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht. Wenn du aber willst, so unterschreib' ich das Ding selbst!«

»Es ist merkwürdig, wie recht du hast!« sprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals gelesen. »Es nimmt sich in der Tat urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kuckuck holst du die wunderbar einfachen Stilkünste? Nein, das mußt du selbst unterschreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!«¹

1. Gottfried Keller: *Martin Salander*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 12, Bern 1943, S. 335f.

Hier stehen also die »erforderlichen lakonischen Worte« gegenüber »kleinen Zutaten«, in diesem Falle einfach den grammatisch korrekten Verbindungsgliedern zwischen den Wörtern im Satz. Diese scheinen nichts an der Aussage des Telegramms zu ändern, und doch machen sie daraus eine völlig andere Botschaft. Das nicht im üblichen Telegrammstil, sondern in vollständigen Sätzen abgefaßte Telegramm zeigt der Tochter, ohne daß darüber ein Wort verloren werden müßte, daß ihre Eltern in eine vom Herzen kommende Verbindung zu ihr treten, die jenseits der ökonomischen Konventionen solcher »Blitzbriefe« liegt. »Du bist uns teuer« ist die Botschaft dieses ungewöhnlichen Telegramms und eben nicht: »Du bist uns durch deine törichte, eigensinnige Gattenwahl teuer zu stehen gekommen, und wir müssen auf unsere Ausgaben achten«. Wunderbar einfache Stilkünste.

Eigentlich weiß ich nicht, ob dieser Begriff »Sprachüberschuß«, den ich aus Bezeichnungsnot heraus für meinen Titel geprägt habe, nicht ein Unding ist, ob er überhaupt irgendeine berechtigte sinnvolle Bedeutung hat. Geht es um ein Zuviel im Sprechen oder Schreiben? Um etwas, was nicht notwendig wäre, aber wozu denn nicht notwendig? Welche Instanz wäre zuständig für die Wertung eines Zuviel? Freilich fallen einem da sofort Lehrer, Lektoren, Redakteure ein, deren Aufgabe es ja unter anderem ist, Wiederholungen, überflüssige Wendungen und vor allem die sogenannten Füllwörter aus Texten zu streichen. Aber wo sind die Regeln festgelegt, die solches Überflüssige bestimmen? Und selbst wenn sie festgelegt wären, wenn es solche Kriterien gäbe, wären sie allgemein gültig, verbindlich für alle und jeden und in jeder Sprech- oder Schreibsituation? Meine, wie ich offen gestehe, sehr persönlichen Überlegungen dazu werden sich aufspannen müssen unter einem Bogen zwischen zwei Szenen, die sich meiner Vorstellung dazu aufdrängen. Die eine, die von dem Salanderschen Telegramm, die ich seit meiner ersten Lektüre noch als junge Studentin der Germanistik nie mehr vergessen habe, wurde eben angeführt, die zweite liegt am extremen anderen Ende des Bogens und stammt aus dem Fassbinder-Film, den ich für einen seiner besten halte *Warum läuft Herr R. Amok?* Gegen Schluß dieses Films ist die Nachbarin (Irm Herrmann) zu Besuch bei der R.schen Kleinfamilie und erzählt der Ehefrau R.s von ihrem Skiurlaub. Sie plappert und plappert und plappert, während Herr R. (Kurt Raab) auf dem gestörten Fernsehapparat herumhaut, in dem er sich, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, gerade eine Sportsendung ansehen wollte und der nun nur schwarze weiße Striche und Brummgeräusche von sich gibt. Dann verläßt Herr R. das Wohnzimmer, kehrt mit einer Axt zurück und macht ein blutiges Ende mit der Nachbarin, seiner Frau und auch dem kleinen Sohn.

Das nicht abzustellende Geplapper der Nachbarin ist der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt, aber dieser Explosion geht im Lauf dieses abgrundtief traurigen Films viel Gerede voraus, uehrli-

ches, bösartiges, oberflächliches und banales Geschwätz der Kollegen R.s, der Eltern, der Ehefrau – und wenn der im allgemeinen fast verstummte R. einmal selbst zum Sprechen ansetzt, gelingt es ihm auch nicht besser oder er wird überhört oder nicht verstanden oder man ist peinlich berührt, wenn er bei einer Betriebsfeier betrunken plötzlich dem Chef seine Liebe und Brüderschaft anträgt. Daß die Nachbarin am Schluß ungebeten zu viel redet, ist quälend deutlich, aber falls es sich hier, in diesem Zuviel, um einen Sprachüberschuß handelt, müßte eigentlich fast der ganze Dialog dieses Films unter diesen Begriff fallen: Es ist eine Sprache in Versatzstücken, in Klischees, eigentlich ein sprachlicher Ausschuß im Sinn von Schrott, Leere, Hohlheit, totaler Wertlosigkeit, also ein Sprachmangel. In den Siebzigerjahren in Deutschland, als die jungen Wilden und Erneuerer des Theaters und Films – ich nenne von ihnen jetzt nur Martin Sperr, Franz Xaver Kroetz, Rainer Werner Fassbinder und den seinen sehr persönlichen Einzelweg gehenden Peter Handke – als diese jungen Leute die großartigen Stücke Ödön von Horvaths wiederentdeckten und stilistisch wiederaufnahmen, schrieb die Kritik ernsthaft und beeindruckt viel über die erschütternd hoffnungslose »Sprachlosigkeit« dieser Figuren, auch über deren »Kommunikationslosigkeit«, eben weil sie, wie schon erwähnt, in Versatzstücken sprachen. Als ihr grundlegender existentieller Mangel wurde benannt, daß sie keine eigene Sprache hätten, auf Grund ihrer sozialen Unterworfenheit und Machtlosigkeit nicht zu einer eigenen Sprache fänden.

Wenn wir aber Lacans Setzung ernst nehmen, daß uns die Sprache vom Anderen kommt (und das meist ganz ohne, daß wir uns dieser Tatsache bewußt wären), verschiebt sich, denke ich, in dieser Auffassung etwas Entscheidendes. Die im so gegeißelten Mangel aufscheinende Forderung nach einer »eigenen Sprache«, über die man verfügen müßte (damit war gemeint: adäquater Ausdruck der Gefühle und Wünsche), verleitet zu einer Selbsttäuschung, die auch nicht weniger naiv ist als die Art, wie diese Figuren sprechen. Niemand besitzt seine Sprache, niemand ist deren Herr und Meister – auch der so viel bewunderte »Meister der Sprache«, der beredte Mensch, der Rhetoriker, der große Schriftsteller nicht. Und doch verstehen wir sehr gut, was mit diesem so benannten Mangel an »eigener Sprache« gemeint ist: Es ist das Fehlen des Subjektiven, das sich seines von der Sprache Durchquert-, seines von der Sprache (immer des Anderen) Gesprochenwerdens inne wird und seine Not und seine Lust damit hat, ja, vielleicht sogar ein wenig damit zu spielen vermag. Das Versatzstückartige der Sprache hat nur diesen Charakter, wenn der Sprechende oder Schreibende papageienhaft, d.h. im unerschütterten Echoglauben an die Wahrheit des Wiederholten fertige Wendungen zitiert, ohne von diesem Zitieren zu wissen oder zumindest zu ahnen, ohne sich als Zitierender zu fühlen und zu zeigen, also wenn er tatsächlich meint, über ei-

ne »eigene« Sprache zu verfügen – und das kann auf allen sozialen Stufen und auf allen Stufen der Bildung vorkommen. Das Zuviel des Plapperns der Nachbarin R.s, in dem sie sichtlich genießt, ist für R. die endgültige Bestätigung seines Ausschlusses aus dem Genießen der anderen, aus dem Genießen des Blabla, von dem Lacan in *Encore* spricht. Es ist die Unmöglichkeit seines Mitredenkönnens, die sich während des ganzen Films aufbaut und immer deutlicher enthüllt, die Unmöglichkeit eines Sprachgenießens wie die anderen, mit den anderen, in den anderen. Zuviel und Mangel decken sich, wenn das Subjektive nicht mehr zur Sprache kommen kann. Und so bildet der weitgespannte Bogen der beiden Szenen, die mich hier zum Sprechen gebracht haben, eigentlich einen Kreis. Die »Steinblöcke« des Telegrammstils erhalten durch die kleinen Zutaten der grammatischen Verbindungen eine weiche, wärmende Watteschicht der Abmilderung, der großmütigen Elternliebe, in der die Tochter sich als Subjekt angesprochen fühlen kann, aber auch das unaufhörliche, weitschweifige, so wortreiche Geplapper der Nachbarin R.s ist wie ein harter Steinblock ohne Riß, ohne Lücke für etwas anderes, ohne Lücke für den anderen, an den sie sich scheinbar richtet, den sie, wie es umgangssprachlich heißt, »vollquatscht«, ohne ihn im Geringsten als anderen wahrzunehmen. Auf gespenstische Weise ist es in dieser Szene wohl für R., als spräche der große Andere der Sprache selbst und genösse sich selbst, als gäbe es ihn, R. in dieser Sprache gar nicht – und wenn jemand so einen radikalen Ausschluß erfährt, dann kann er leicht verrückt werden und auf dieses Gefühl des Nichtseins mit einem Versuch der Vernichtung reagieren, dann ist der Griff zur Axt von furchtbarer Konsequenz, ein letztes Sich-Aufbäumen des zernichteten Subjekts.

Wenn ich also hier vom Wert des Sprachüberschusses spreche, vom Wert der kleinen Zutaten, dann meine ich mit »Überschuß« gerade nicht diese Sprachtotalität, sondern genau die Risse in einer glatten Sprachoberfläche, in einem Sprachkörper, durch die das Subjektive sickert, und das Subjektive ist nicht etwa ein Gegensatz, sondern ein Zeugnis der Existenz des anderen, nicht ein Besitz, sondern eine Spaltung. Wir Psychoanalytiker sind in unserer Arbeit auf diese Risse in der Sprache des Analysanten angewiesen, wir horchen auf die verwendeten Füllwörter wie »eigentlich«, »ja«, »doch«, »ganz«, »natürlich« usw. oder auch auf die Abwesenheit solcher Füllwörter, weil sie uns anzeigen, in welchem Maße und von wo jemand von sich zu einem anderen spricht. Wie er versucht, das Gesagte für sich zu relativieren und den andern damit zu befragen, vielleicht zu verführen oder zu überzeugen. Freuds Grundregel »Sagen Sie alles, was Ihnen einfällt«, ist ein Aufruf zum Unökonomischen, zum Zügelschießenlassen beim Sprechen, zur Aufgabe des Urteils über Notwendigkeit und Überflüssiges. Und auch ein Aufruf, sich nicht um Wiederholungen zu scheren, sie nicht zu meiden, wie das anderswo die Regel ist. Das Bewußtsein, daß

in der Analysesitzung einer zuhört, wird dabei bewirken, daß diese Aufforderung nicht als eine zum nur sich selbst im großen Anderen genießenden Geplapper (das auch ein gelehrtes Dozieren sein kann) mißverstanden wird – Nachbarinnen, die vom Skiurlaub plappern oder auch, warum nicht, echte Mystikerinnen werden sich keiner analytischen Situation unterziehen, weil sie keine Frage an den anderen haben, was auch heißt, keine Frage über sich selbst als Subjekt. In solchen Diskursen ist der Überschuß sozusagen bei sich selbst. Der Sprachüberschuß, von dessen Wert ich hier gesprochen habe, ist ein über die beabsichtigte Aussage Hinausrutschen hin zum andern und zur eigenen Spaltung. Diese kleinen Zutaten gesellen sich gleichberechtigt, wenn auch theoretisch weniger beachtet, zu dem klassischen Zuviel in der Sprache, mit dem die Analyse arbeitet, der Plurivalenz der Bedeutungen und den Fehlleistungen.

